

Nachwort

Franz-Josef Arlinghaus, Walter Erhart, Lena Gumpert, Simon Siemianowski

In Sten Nadolnys Roman *Er oder Ich* (1999) berichtet die Hauptfigur Dinge aus dem eigenen Leben, der Gesprächspartner verweist auf das Allgemeine: »Das wollen wir alle sein: Männer. Oder wertvolle Menschen [...]. Hauptsache siegreich.«¹ Als der Romanheld daraufhin das autobiographische Thema auf den Punkt zu bringen meint – »Den meisten genügt es einzigartig zu sein« –, erwidert der andere trocken: »Geht nicht. Das Menschsein verdirbt jede Einzigartigkeit.«²

Von Jean-Jacques Rousseau bis Hélène Cixous haben wir in diesem Buch zwar beobachten können, wie sehr ›Einzigartigkeit‹ als ein Motiv des autobiographischen Schreibens wirksam war – aber auch, dass es nicht einmal in der Moderne ein durchgängig erstrebenswertes Ziel darstellte. Nadolnys Roman hinterfragt die Einzigartigkeit seines Helden durch eine bereits im Titel angezeigte Pointe: *Er oder Ich* stellt das Leben in doppelter Perspektive dar, indem der Erzähler einmal ›Ich‹ sagt und ein andermal von einem ›Er‹ spricht. Die Erzählhaltungen präsentieren unterschiedliche Figuren, unterschiedliche Biographien, die Einzigartigkeit wird schon durch den Vergleich dieser beiden Figuren relativiert – ähnlich wie in dem unserem Buch vorangestellten Titelgemälde: Das sich selbst in unterschiedlichen Zuständen betrachtende Ich zerfällt in *The Four Lauras* in mehrere parallele Figuren.

Vielleicht muss sich gerade der moderne Mensch am Problem der Einzigartigkeit abarbeiten. Der Soziologie Andreas Reckwitz sieht derzeit gar ein Zeitalter der *Singularitäten* heraufziehen, in dem es darauf ankomme, einen jeweils ganz besonderen Lebensstil zu kultivieren.³ In Zeiten der Globalisierung, in dem nicht nur die sozialen Netzwerke unendliche Vergleichbarkeit

1 Sten NADOLNY: *Er oder Ich*. München 1999, S. 103.

2 Ebd.

3 Andreas RECKWITZ. *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin 2019.

ermöglichen, liegt der Gedanke allerdings nicht ganz fern, dass vieles die Einzigartigkeit wieder verdirbt. Vor diesem Hintergrund lädt das in der Gegenwart weiterhin ubiquitär anzutreffende Anders-sein-Wollen zu einer genaueren Betrachtung ein. Die Analyse des Sich-Vergleichens zeigt nicht zuletzt, wie Autor*innen mit den prekär gewordenen Singularitätspostulaten umgegangen sind, in welche Relationen sie sich gestellt sehen wollen und was für sie den Kern ihres Selbst eigentlich ausmacht.

Die Beiträge in diesem Buch haben vorgeführt, wie sich das Ich in unterschiedlichen Situationen und historischen Momenten in Beziehung zu anderen konstituierte. Die Grundstruktur des Vergleichens – die Kombination aus Gleichheitsannahme und Differenzbeobachtung – fand sich epochenübergreifend in den hier untersuchten autobiographischen Texten, die jeweilige Häufung sowie die spezifische Funktion dieser Vergleiche offenbarten jedoch je nach Zeit, Textform und sozialem Ort große Unterschiede, die letztendlich auf den historischen Wandel von Individualitätsformen verweisen.

In der Vormoderne war der Unterschied, den das eigene Leben machen sollte, kein allzu vorrangiges Ziel; wie sich zeigte, sollte im autobiographischen Erzählen oft genug die Ähnlichkeit und die Nachfolge, die *imitatio* und die Analogie im Mittelpunkt stehen, die Art und Weise, wie sich der* die Einzelne in eine Ordnung hineinschrieb, die dem eigenen Ich einen jeweils festen Platz zuzuweisen wusste. Unvergleichbarkeit war keine Errungenschaft und keine Tugend, einzigartig waren allenfalls die Mühen, diesen dem Ich angemessenen Platz zu erkennen, zu erreichen und für immer einzunehmen.

Das vielleicht berühmteste autobiographische Selbstzeugnis noch vor jeder Moderne, die in den Jahren 396 bis 398 geschriebenen *Bekenntnisse* des Augustinus, beginnen mit einem Bibelzitat – »Groß bist du, Herr, und hoch zu preisen« (Ps 144) –, und sie benennen die Quintessenz dieses autobiographischen Schreibens bereits zu Beginn: »[...] denn du hast uns auf dich hingeschaffen, und ruhelos ist unser Herz, bis es ruhet in dir.«⁴ Das ist weit von jeder Einzigartigkeit und jeder Unvergleichbarkeit entfernt, und doch nennt Augustinus noch einen weiteren Grund dafür, warum er sein Selbst in den Mittelpunkt stellt und über sein eigenes Leben berichtet. Um Gott zu erkennen und anzurufen, um dem Ziel des Lebens folgen zu können, muss Gott im eigenen Selbst erfahrbar sein und genau dort angerufen werden (»in me

4 AUGUSTINUS: *Confessiones* – Bekenntnisse, Erstes Buch, eingel. übers.u. erl. v. Joseph Bernhart, München 1955, S. 1 (»Tu excitas, ut laudare te delectat, quia fecisti nos ad te et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te«).

ipsum eum vocabo): »Ich wäre also nicht, mein Gott, ich wäre gänzlich nicht, wärest du nicht in mir.«⁵

Mit der durchaus ›unruhigen‹ Suche nach dem Inneren und dem eigenen Selbst ist ein historisch übergreifendes Motiv des autobiographischen Schreibens allenfalls angedeutet. Auch sich selbst zu vergleichen, markiert eine stets vorkommende autobiographische Praxis, verändert aber gerade im historischen Verlauf seine Funktion. Wir haben versucht, ausgewählte vormoderne und moderne autobiographische Texte jeweils genau zu betrachten und wie in einem Experiment miteinander zu konfrontieren – nicht zuletzt, um gerade dadurch die Eigenarten und Charakteristika der jeweils unterschiedlichen historischen Formen zu schärfen. Ob Menschsein die Einzigartigkeit verdirbt, mag einstweilen dahingestellt bleiben; zu beobachten aber, wie autobiographische Erzähler*innen zu ganz unterschiedlichen Zeiten sich selbst vergleichen, trägt zumindest dazu bei, ihr Menschsein zu verstehen.

5 Ebd., S. 2 (»Non ergo essem, deus meus, non omnino essem, nisi essem in me«).

